

Rojda&Xebat

Der Weg Des Lichts

A romantic scene between a man and a woman in a mountain valley at sunset. The woman is wearing a mustard-colored dress and the man is wearing a light blue shirt. They are standing close together, looking at each other. The background features a river flowing through a valley with mountains in the distance under a warm, golden light.

ALAN LEZAN

Novelle

Prolog

In jener Nacht, als der Wind über die Hügel strich wie eine Hand, die sich nicht entscheiden konnte, ob sie trösten oder warnen wollte, erwachte Rojda mit dem Gefühl, dass etwas in der Welt verrutscht war. Kein Geräusch hatte sie geweckt, kein Traum hatte sie verfolgt. Es war eher ein Ziehen, tief im Brustkorb, als hätte jemand ihren Namen gedacht — nicht gesprochen, nur gedacht — und sie hätte es gehört.

Sie setzte sich auf, lauschte in die Dunkelheit, doch das Haus blieb still. Nur der Atem der Schlafenden, das Knacken des Holzes, das sich in der Kälte zusammenzog. Und doch war da dieses andere Geräusch, kaum mehr als ein Echo: Schritte, die sie kannte, obwohl sie sie seit Jahren nicht mehr gehört hatte.

Xebat.

Sein Name war ein Schatten, der nie ganz verschwunden war. Ein Versprechen, das sich nie erfüllt hatte. Ein Verlust, der nie aufgehört hatte zu brennen.

Rojda stand auf, barfuß, und ging zum Fenster. Draußen lag die Landschaft wie ein verschluckter Atemzug, mondlos, schwer. Und irgendwo dort, zwischen den Hügeln, musste er sein. Nicht weil es logisch war. Nicht weil es möglich war. Sondern weil sie es fühlte — mit jener unbestechlichen Gewissheit, die nur Menschen kennen, deren Leben einmal ineinander verankert waren.

Vielleicht war es nur Erinnerung. Vielleicht war es nur Sehnsucht.

Oder vielleicht war es der Anfang von etwas, das längst hätte beginnen sollen.

1 – Das Erwachen des Lichts

Der Morgen über Dersim war kein gewöhnlicher Morgen. Er war ein Atemzug der Berge, ein stilles, goldenes Versprechen, das sich über die Hänge von Düzgün Baba legte. Die Sonne stieg langsam auf, als wolle sie die Welt nicht wecken, sondern streicheln. Ihr Licht fiel auf die Felsen, die wie uralte Zeugen der Zeit standen, und auf den Munzur, der unten im Tal glitzerte wie ein lebendiger Spiegel der Wahrheit.

Xebat lief den schmalen Pfad hinunter zur Schule.

Seine Schritte waren leicht, obwohl sein Rucksack schwer war. Er war an diese Wege gewöhnt – an die Steine, die Wurzeln, den Duft von Erde und Harz. Dersim war nicht nur seine Heimat, es war sein Lehrer. Jeder Baum, jeder Felsen, jeder Windhauch schien ihm etwas zu sagen.

3

Als er den Schulhof erreichte, war der Schatten der Gebäude noch kühl. Einige Schüler standen in Gruppen zusammen, lachten, redeten, schauten auf ihre Telefone. Xebat blieb am Rand stehen, wie er es immer tat. Er war nicht schüchtern, aber er war ein Beobachter. Er mochte es, die Welt erst zu sehen, bevor er in sie eintrat.

Und dann sah er sie.

Rojda stand am anderen Ende des Hofes, das Gesicht der Sonne zugewandt.

Ihr Haar fiel über ihre Schultern wie ein dunkler Fluss, und das Licht schien sich darin zu verfangen. Sie lachte über

etwas, das ihre Freundin gesagt hatte – ein helles, warmes Lachen, das den Morgen durchbrach wie ein Funken.

Xebat spürte, wie sein Herz einen Schlag aussetzte.

„Wer ist das?“, murmelte er.

Ein Mitschüler neben ihm grinste.

„Neu hier. Tochter vom Bankdirektor. Rojda.“

Rojda.

Die Sonne.

Der Name passte zu ihr wie Licht zum Tag.

Xebat konnte den Blick nicht von ihr lösen.

Und in diesem Moment, so hätte man später sagen können, begann etwas, das größer war als beide.

Etwas, das wie ein stiller Faden aus Licht zwischen ihnen gespannt wurde.

4

2 – Zwei Wege, die sich kreuzen

Die erste Pause kam schneller, als Xebat erwartet hatte. Er hatte kaum etwas vom Unterricht mitbekommen. Immer wieder war sein Blick zu dem Fenster gewandert, hinter dem Rojda saß. Sie schien aufmerksam zuzuhören, aber manchmal drehte sie den Kopf leicht, als würde sie spüren, dass jemand sie ansah.

Als die Schüler in den Hof strömten, ging Xebat zum Wasserspender.

Er wollte sich beruhigen, wollte die Hitze in seinem Gesicht loswerden.

Doch als er sich vorbeugte, hörte er eine Stimme hinter sich.

„Du bist Xebat, oder?“

Er drehte sich um.

Rojda stand direkt vor ihm.

„Ja“, brachte er hervor. „Und du bist...“

„Rojda.“

Sie lächelte.

„Ich habe deinen Namen im Unterricht gehört.“

Er nickte, unsicher, was er sagen sollte.

„Ich habe gehört, du kennst dich gut in Geschichte aus“, sagte sie.

„Stimmt das?“

„Ich... lese viel. Und mein Großvater erzählt mir viel über den Weg.“

„Den Weg?“

„Raa Heq.“

Ihre Augen wurden größer.

„Ich habe davon gehört. Aber nie wirklich verstanden.“

Xebat sah sie an, überrascht von ihrem Interesse.

„Es ist kein Glauben, den man erklärt. Es ist ein Weg, den man geht.“

„Kannst du mir davon erzählen?“, fragte sie leise.

Er zögerte.

Nicht, weil er nicht wollte – sondern weil er nicht wusste, warum sie gerade ihn fragte.

„Wenn du willst“, sagte er schließlich.

Sie nickte.

„Ich will.“

In diesem Moment klingelte es zur nächsten Stunde.

Doch als sie auseinander gingen, drehte sich Rojda noch einmal um.

„Nach der Schule? Am Fluss?“

Xebat spürte, wie sein Herz wieder schneller schlug.

„Ja. Am Munzur.“

Sie lächelte.

Und dieses Lächeln blieb in ihm wie ein Licht, das nicht mehr erlosch.

6

3 – Der Fluss, der zuhört

Der Munzur floss ruhig, als Xebat am Nachmittag den Pfad hinunterstieg. Das Licht der Sonne lag wie ein goldener Schleier auf dem Wasser. Die Luft roch nach feuchter Erde, nach Harz und nach den Kräutern, die zwischen den Steinen wuchsen. Es war ein Ort, an dem Worte leichter wurden und Gedanken klarer.

Rojda wartete bereits am Ufer. Sie stand barfuß im flachen Wasser, als würde sie prüfen, ob der Fluss sie willkommen hieß. Als sie Xebat sah, hob sie die Hand und lächelte.

„Du bist gekommen.“

„Natürlich bin ich gekommen.“

„Ich dachte... vielleicht überlegst du es dir anders.“

„Warum sollte ich?“

„Weil wir uns kaum kennen.“

„Manchmal kennt man jemanden, bevor man ihn kennt.“

Sie lachte leise.

„Das klingt wie etwas, das ein alter Weiser sagen würde.“

„Vielleicht bin ich einer.“

„Du bist sechzehn.“

„Auch Weise waren mal sechzehn.“

Sie setzte sich auf einen großen Stein am Ufer, und Xebat setzte sich neben sie. Der Fluss rauschte, als würde er zuhören.

7

„Erzähl mir von Raa Heq“, sagte sie.

„Was willst du wissen?“

„Alles.“

„Das ist viel.“

„Dann fang irgendwo an.“

Xebat sah auf das Wasser.

„Raa Heq ist der Weg der Wahrheit. Aber Wahrheit ist nicht etwas, das man besitzt. Es ist etwas, das man sucht. Und manchmal etwas, das man verliert.“

„Und Licht? Du hast gesagt, es geht um Licht.“

„Ja. Nûr. Ronahî. Das Licht im Inneren des Menschen. Jeder trägt es in sich. Aber viele sehen es nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil sie nach außen schauen. Nicht nach innen.“

Rojda schwieg einen Moment.

„Und du? Schaut du nach innen?“

„Ich versuche es.“

„Und was siehst du?“

„Manchmal... Dunkelheit. Manchmal Licht. Wie jeder.“

Sie sah ihn lange an.

„Wenn ich mit dir rede, fühlt es sich an, als würde etwas in mir heller werden.“

Xebat spürte, wie ihm warm wurde.

„Vielleicht ist das dein eigenes Licht.“

„Vielleicht“, sagte sie. „Oder vielleicht bist du der Grund.“

Der Wind strich über das Wasser. Ein Vogel rief aus den Bäumen.

Dersim schien für einen Moment still zu stehen.

8

„Darf ich dich etwas fragen?“, sagte sie.

„Frag.“

„Warum bist du so ruhig?“

„Bin ich das?“

„Ja. Als würde dich nichts erschüttern.“

„Mich erschüttert vieles. Ich zeige es nur nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil mein Großvater sagt, dass ein Mensch, der seinen Weg geht, nicht jedem Sturm folgen darf.“

„Das klingt schön.“

„Es ist schwer.“

Sie nickte.

„Ich glaube, ich würde gern lernen, so zu sein.“

„Du bist schon so.“

„Nein“, sagte sie leise. „Ich bin oft unsicher.“

„Unsicherheit ist kein Fehler.“

„Was ist es dann?“

„Ein Anfang.“

Sie sah ihn an, und in ihren Augen lag ein Glanz, der nicht nur vom Sonnenlicht kam.

„Xebat... ich bin froh, dass wir uns getroffen haben.“

„Ich auch.“

Der Fluss rauschte weiter.

Und irgendwo zwischen den Steinen, dem Licht und den Worten begann etwas, das keiner von ihnen benennen konnte.

4 – Das Haus der Sonne

Rojdas Zuhause lag auf einer Anhöhe über der Stadt. Ein modernes Haus, hell, groß, mit breiten Fenstern, die den Blick auf die Berge freigaben. Der Garten war gepflegt, die Wege sauber, die Möbel teuer. Alles wirkte geordnet, kontrolliert, geplant.

9

Als Rojda nach Hause kam, saß ihre Mutter im Wohnzimmer und las Akten. Ihr Vater telefonierte im Arbeitszimmer. Die Luft roch nach Kaffee und Parfüm, nicht nach Erde und Feuer wie bei Xebat.

„Du bist spät“, sagte die Mutter, ohne aufzusehen.

„Ich war am Fluss.“

„Allein?“

„Nein.“

Die Mutter legte die Akten beiseite.

„Mit wem?“

„Mit einem Mitschüler.“

„Wie heißt er?“

„Xebat.“

Die Mutter runzelte die Stirn.

„Ich kenne keinen Xebat. Wer sind seine Eltern?“

„Sein Vater ist Schäfer.“

„Schäfer?“

„Ja.“

„Und seine Mutter?“

„Sie webt Tücher.“

Die Mutter schwieg einen Moment.

Dann sagte sie:

„Rojda, du musst aufpassen, mit wem du deine Zeit verbringst.“

„Warum?“

„Weil Menschen aus unterschiedlichen Welten selten dieselben Wege gehen.“

„Was meinst du damit?“

„Du weißt genau, was ich meine.“

„Nein“, sagte Rojda. „Sag es.“

„Er ist ein guter Junge, vielleicht. Aber nicht für dich.“

Rojda spürte, wie sich etwas in ihr zusammenzog.

„Du kennst ihn nicht.“

„Ich kenne seine Herkunft.“

„Und das reicht dir?“

„Es muss reichen.“

„Warum?“

„Weil du eine Zukunft hast, Rojda. Eine große. Und du darfst sie nicht gefährden.“

„Er gefährdet gar nichts.“

„Doch“, sagte die Mutter ruhig. „Er gefährdet, was wir für dich aufgebaut haben.“

In diesem Moment kam der Vater ins Zimmer.

„Was ist los?“

Die Mutter antwortete:

„Unsere Tochter verbringt ihre Zeit mit einem Jungen, der nicht zu uns passt.“

Der Vater sah Rojda streng an.

„Stimmt das?“

„Ich verbringe Zeit mit einem Menschen, nicht mit einer Kategorie.“

„Rojda“, sagte der Vater, „du bist sechzehn. Du verstehst noch nicht, wie die Welt funktioniert.“

„Vielleicht verstehe ich es besser als ihr.“

„Pass auf, wie du mit uns redest.“

„Ich rede nur die Wahrheit.“

„Manchmal ist die Wahrheit nicht hilfreich.“

„Dann ist es keine Wahrheit.“

Der Vater atmete tief ein.

„Wir reden später weiter.“

11

Rojda ging in ihr Zimmer und schloss die Tür.

Sie setzte sich aufs Bett, legte die Stirn in die Hände und atmete schwer.

Sie dachte an Xebat.

An den Fluss.

An das Licht in seinen Augen.

Und sie wusste:

Ihre Eltern würden nicht verstehen, was zwischen ihnen begann.

Vielleicht wollten sie es nicht verstehen.

Aber etwas in ihr sagte, dass dieser Weg – dieser Raa Heq, von dem Xebat sprach – sie bereits berührt hatte.

Und dass sie ihn nicht so leicht verlassen konnte.

5 – Das Haus des Feuers

Xebats Zuhause lag am Rand eines kleinen Dorfes, wo die Häuser niedrig waren und die Wege nach Erde rochen. Das Innere des Hauses war warm, erfüllt vom Duft des Ocak, des Herdfeuers, das fast immer brannte. Für seine Familie war es nicht nur eine Feuerstelle, sondern ein Herz. Ein Ort, an dem Licht und Leben zusammenkamen.

Als Xebat eintrat, sah er seine Mutter über dem Ocak knien. Sie drehte das Brot, das auf der heißen Platte lag. Sein Vater saß auf einem niedrigen Hocker und flickte ein altes Werkzeug.

„Du kommst spät, Xebat“, sagte die Mutter, ohne aufzusehen.

„Ich war am Fluss.“

Der Vater hob den Kopf.

„Mit wem?“

„Mit einer Mitschülerin.“

Die Mutter lächelte.

„Ist sie nett?“

„Ja.“

Der Vater legte das Werkzeug beiseite.

„Wie heißt sie?“

„Rojda.“

„Rojda...“, wiederholte der Vater. „Ich kenne die Familie nicht.“

„Sie sind neu hier.“

„Was machen ihre Eltern?“

„Ihr Vater ist Bankdirektor. Ihre Mutter Rechtsanwältin.“

Der Vater schwieg einen Moment.
Dann sagte er ruhig:
„Das ist eine andere Welt, mein Sohn.“
„Ich weiß.“
„Weißt du es wirklich?“
„Ich... glaube schon.“

Der Vater sah ihn lange an.
„Menschen gehen Wege, die ihnen von Geburt an gegeben sind. Manche Wege kreuzen sich, manche laufen nebeneinander, manche entfernen sich wieder.“

„Und was heißt das?“
„Sei vorsichtig.“
„Wovor?“
„Vor Schmerz.“

Xebat senkte den Blick.
„Ich will niemandem wehtun.“

„Manchmal tut man weh, ohne es zu wollen“, sagte der Vater. „Und manchmal wird man verletzt, ohne dass jemand es wollte.“

Die Mutter legte ihm eine Hand auf die Schulter.
„Wenn sie dir guttut, dann geh den Weg. Aber geh ihn mit offenen Augen.“

Xebat nickte.
Er wusste nicht, ob er verstand.
Aber er wusste, dass er Rojda wiedersehen wollte.

Und dass er es nicht lassen konnte.

6 – Die ersten Schatten

Am nächsten Tag trafen sich Xebat und Rojda wieder am Munzur.

Der Himmel war klar, das Wasser kühl, und die Sonne spiegelte sich auf der Oberfläche wie ein wanderndes Feuer.

„Du siehst traurig aus“, sagte Xebat.

„Meine Eltern...“

Sie setzte sich auf einen Stein und zog die Knie an.

„Sie wollen nicht, dass ich dich sehe.“

„Warum?“

„Weil du...“

Sie stockte.

„Weil du nicht reich bist.“

Xebat sah auf das Wasser.

„Das habe ich mir gedacht.“

„Es tut mir leid.“

„Du musst dich nicht entschuldigen.“

„Doch“, sagte sie. „Weil es falsch ist.“

„Es ist ihre Sicht.“

„Und was ist deine?“

„Dass Reichtum nichts mit Wahrheit zu tun hat.“

„Das habe ich ihnen gesagt.“

„Und?“

„Sie haben gelächelt. Dieses... erwachsene Lächeln, das sagt:

„Du verstehst es nicht.““

„Vielleicht verstehen sie es wirklich nicht.“

„Oder sie wollen es nicht verstehen.“

Xebat schwieg.

Der Fluss rauschte, als würde er die Worte mitnehmen.

„Was sollen wir tun?“, fragte Rojda.

„Wir gehen weiter.“

„Wohin?“

„Solange wir können.“

Sie sah ihn an.

„Ich habe Angst.“

„Wovor?“

„Dass sie uns trennen.“

„Sie können uns nicht trennen.“

„Doch“, sagte sie leise. „Sie können.“

Xebat legte seine Hand auf ihre.

„Rojda... der Weg der Wahrheit ist schwer. Aber er ist unser Weg.“

„Und wenn er endet?“

„Dann endet er. Aber nicht heute.“

Sie atmete tief ein.

„Ich will nicht, dass es endet.“

„Ich auch nicht.“

Ein Windstoß fuhr durch die Bäume.

Die Sonne brach durch die Zweige und fiel auf ihre Hände, die sich berührten.

„Xebat...“, sagte sie. „Ich glaube, ich mag dich mehr, als ich sollte.“

„Ich mag dich auch mehr, als ich sollte.“

„Und was machen wir jetzt?“

„Wir hören nicht auf.“

Sie lächelte schwach.

„Das klingt mutig.“

„Es klingt wie Wahrheit.“

„Und Wahrheit ist...?“

„Licht.“

Sie legte ihren Kopf an seine Schulter.
Und für einen Moment schien die Welt still zu stehen.

Doch über ihnen, in den Bergen, zogen die ersten Schatten auf.
Leise, unbemerkt, aber unausweichlich.

7 – Die Entscheidung der Eltern

Die Tage wurden länger, und der Sommer rückte näher. Doch in Rojdas Zuhause wurde die Luft schwerer. Ihre Eltern beobachteten sie genauer, stellten mehr Fragen, hörten genauer hin, wenn sie telefonierte oder zur Tür hinausging. Es war kein offener Konflikt, sondern ein leises, stetiges Ziehen an unsichtbaren Fäden. 16

Eines Abends rief ihr Vater sie ins Wohnzimmer. Er saß aufrecht im Sessel, die Hände gefaltet, die Stirn streng. Ihre Mutter stand am Fenster, die Arme verschränkt, als müsse sie sich selbst festhalten.

„Rojda, setz dich.“

Sie setzte sich langsam.

„Was ist los?“

Der Vater räusperte sich.

„Wir haben gesprochen. Über deine Zukunft.“

„Meine Zukunft?“

„Ja. Wir wollen, dass du nach dem Sommer auf ein Internat in der Stadt gehst.“

Rojda blinzelte.

„Ein Internat?“

„Es ist eine gute Schule“, sagte die Mutter. „Bessere Chancen. Bessere Vorbereitung.“

„Und warum jetzt?“

„Weil es der richtige Zeitpunkt ist.“

„Oder weil ihr nicht wollt, dass ich Xebat sehe?“

Die Mutter drehte sich um.

„Rojda...“

„Sag es einfach.“

Der Vater atmete tief ein.

„Dieser Junge... er ist sicher ein guter Mensch. Aber er passt nicht zu unserem Leben.“

„Zu eurem Leben“, sagte Rojda. „Nicht zu meinem.“

„Du bist sechzehn“, sagte der Vater. „Du weißt noch nicht, was du willst.“

„Doch“, sagte sie. „Ich weiß, dass ich ihn mag.“

„Mögen reicht nicht“, sagte die Mutter. „Nicht für das Leben, das wir dir ermöglichen wollen.“

„Vielleicht will ich euer Leben nicht.“

„Pass auf, was du sagst.“

„Ich sage nur die Wahrheit.“

Der Vater stand auf.

„Manchmal ist die Wahrheit gefährlich.“

„Nur für die, die sie nicht hören wollen.“

Die Mutter trat einen Schritt auf sie zu.

„Rojda... wir tun das nicht, um dich zu bestrafen. Wir tun es, um dich zu schützen.“

„Vor wem? Vor Xebat?“

„Vor einem Weg, der dich klein macht.“

„Er macht mich nicht klein.“

„Doch“, sagte der Vater. „Weil er dir nichts bieten kann.“

Rojda stand auf.

„Er bietet mir Licht.“

Die Mutter schloss die Augen, als hätte sie einen Stich gespürt.

„Du wirst gehen. Die Entscheidung steht fest.“

„Und wenn ich nicht will?“

„Dann wirst du trotzdem gehen.“

Rojda spürte, wie ihr Herz schwer wurde.

Sie sagte nichts mehr.

Sie ging in ihr Zimmer, schloss die Tür und sank auf den Boden.

Sie wusste, dass ihre Eltern entschlossen waren.

Und sie wusste, dass der Sommer ihr letzter mit Xebat sein würde.

18

8 – Der letzte Sommer beginnt

Der nächste Tag war warm, und der Himmel über Dersim war klar. Doch in Xebats Brust lag ein Schatten, den er nicht benennen konnte. Als er Rojda am Munzur traf, wusste er sofort, dass etwas nicht stimmte.

„Was ist passiert?“, fragte er.

„Sie schicken mich weg.“

„Wohin?“

„In die Stadt. Ein Internat.“

„Wann?“

„Nach dem Sommer.“

Xebat sah auf das Wasser.

„Ich habe es befürchtet.“

„Ich nicht“, sagte sie leise. „Ich dachte... ich dachte, sie würden es irgendwann akzeptieren.“

„Sie haben Angst.“

„Wovor?“

„Vor mir. Vor meiner Herkunft. Vor dem, was ich nicht habe.“

„Das ist unfair.“

„Es ist ihre Wahrheit.“

„Aber nicht meine.“

„Und nicht meine.“

Sie setzte sich auf den Stein, auf dem sie so oft gesessen hatten.

„Was machen wir jetzt?“

„Wir nutzen die Zeit.“

„Und danach?“

„Danach...“

Er stockte.

„Danach wird es schwer.“

„Sag nicht schwer.“

„Es wird schwer.“

„Sag etwas anderes.“

„Es wird schmerzhaft.“

„Xebat... bitte.“

Er setzte sich neben sie.

„Rojda... ich kann dir nicht versprechen, dass wir zusammenbleiben. Ich kann dir nicht versprechen, dass wir uns wiedersehen. Aber ich kann dir versprechen, dass ich diesen Sommer mit dir gehe. Jeden Schritt.“

Sie legte ihre Stirn an seine Schulter.

„Ich will nicht weg.“

„Ich weiß.“

„Ich will nicht, dass es endet.“

„Ich auch nicht.“
„Warum passiert das?“
„Weil Wege manchmal auseinandergehen.“
„Und was ist mit unserem Weg?“
„Er ist da. Jetzt. Heute.“
Sie hob den Kopf.
„Ich habe Angst, Xebat.“
„Ich auch.“
„Was, wenn ich dich vergesse?“
„Du wirst mich nicht vergessen.“
„Was, wenn du mich vergisst?“
„Ich werde dich nicht vergessen.“
„Versprich es.“
„Ich verspreche es.“
Sie sah ihn lange an.
„Dann lass uns diesen Sommer leben. Jeden Tag.“
„Jeden Tag“, sagte er.

20

Der Fluss rauschte, als würde er ihre Worte tragen. Die Sonne spiegelte sich im Wasser, warm und hell. Und über ihnen, in den Bergen, begann der Sommer — ein Sommer voller Licht, Liebe und unausweichlicher Traurigkeit.

9 – Ein Sommer aus Licht

Der Sommer breitete sich über Dersim aus wie ein goldenes Tuch. Die Tage wurden heiß, die Abende mild, und die Nächte rochen nach Kräutern, Wasser und warmem Stein. Für Xebat und Rojda wurde jeder Tag zu einem stillen Versprechen, jeder Moment zu einem Stück Ewigkeit, das sie

festhalten wollten, obwohl sie wussten, dass es ihnen entgleiten würde.

Sie trafen sich fast täglich am Munzur.

Manchmal saßen sie schweigend nebeneinander, manchmal redeten sie stundenlang.

Manchmal lachten sie, manchmal weinten sie.

Und immer war da dieses Gefühl, dass die Zeit schneller lief als sonst.

An einem besonders warmen Nachmittag lagen sie im Gras, die Köpfe nah beieinander. Die Sonne stand hoch, und das Licht fiel durch die Blätter wie flüssiges Gold.

„Ich wünschte, der Sommer würde nie enden“, sagte Rojda.

„Er endet immer.“

„Sag das nicht.“

„Es ist die Wahrheit.“

„Dann lüg mich an.“

„Ich kann nicht lügen.“

„Dann sag es anders.“

„Der Sommer endet... aber das Licht bleibt.“

Sie drehte den Kopf zu ihm.

„Du redest immer wie jemand, der älter ist als er ist.“

„Vielleicht bin ich das.“

„Nein“, sagte sie. „Du bist einfach... du.“

Er lächelte.

„Und du bist die Sonne.“

„Ich bin nicht die Sonne.“

„Doch. Du bringst Licht.“

„Und du?“

„Ich versuche, es zu halten.“

Sie schloss die Augen.

„Ich habe Angst vor dem Herbst.“

„Er ist noch weit weg.“

„Nicht weit genug.“

„Wir haben Zeit.“

„Wie viel?“

„Genug für heute.“

Sie öffnete die Augen wieder.

„Manchmal denke ich, dass ich dich schon mein ganzes Leben kenne.“

„Vielleicht kennen wir uns länger, als wir glauben.“

„Glaubst du an so etwas?“

„An was?“

„Dass sich Wege schon vor der Geburt kreuzen.“

„Ich glaube, dass Licht Licht findet.“

„Und wir?“

„Wir haben uns gefunden.“

Sie legte ihre Hand auf seine.

„Dann lass uns nicht verlieren.“

„Ich werde dich nicht verlieren.“

„Versprich es.“

„Ich verspreche es.“

Der Wind strich über die Wiese.

Die Sonne brannte warm auf ihre Gesichter.

Und für einen Moment schien es, als könnte der Sommer tatsächlich ewig dauern.

Doch tief in ihnen wussten beide, dass er es nicht konnte.

10 – Abschied am Munzur

Der Tag des Abschieds kam schneller, als sie gehofft hatten. Der Sommer war noch warm, aber die Abende wurden kürzer, und die Schatten der Berge fielen früher über das Tal. Rojdas Koffer standen bereits im Flur ihres Hauses. Ihre Eltern hatten alles organisiert: die Fahrt, das Internat, die neue Wohnung in der Stadt.

Sie hatte nur noch einen Wunsch:
Xebat ein letztes Mal sehen.

Als sie am Munzur ankam, wartete er bereits dort. Er stand am Ufer, die Hände in den Taschen, den Blick auf das Wasser gerichtet.
Als er sie hörte, drehte er sich um.

„Du bist da.“

„Natürlich bin ich da.“

„Ich dachte... vielleicht lassen sie dich nicht.“

„Sie können mich nicht aufhalten.“

„Heute nicht.“

„Heute nicht“, wiederholte sie.

Sie setzte sich auf den vertrauten Stein, und er setzte sich neben sie.

Der Fluss rauschte, als würde er ihre Worte tragen.

„Wann fährst du?“ , fragte er.

„Morgen früh.“

„So früh?“

„Ja.“

„Haben sie dir Zeit gelassen?“

„Nein.“

„Ich habe es mir gedacht.“

Sie sah auf das Wasser.

„Ich wollte nicht, dass es so endet.“

„Es endet nicht.“

„Doch.“

„Nein“, sagte er ruhig. „Es verändert sich.“

„Das ist dasselbe.“

„Nein. Enden sind dunkel. Veränderungen sind Licht.“

„Du und dein Licht.“

„Es ist das Einzige, das ich habe.“

„Du hast mehr.“

„Was denn?“

„Mich.“

Er sah sie an, und in seinen Augen lag ein Schmerz, der tiefer war als Worte.

24

„Rojda... ich weiß nicht, was in der Stadt passiert. Ich weiß nicht, ob du jemanden triffst. Ob du dich veränderst. Ob du mich vergisst.“

„Ich werde dich nicht vergessen.“

„Vielleicht doch.“

„Nein.“

„Vielleicht... und das ist nicht schlimm.“

„Doch“, sagte sie. „Für mich ist es schlimm.“

„Rojda... du musst leben. Du musst wachsen. Du musst deinen Weg gehen.“

„Und du?“

„Ich gehe meinen.“

„Getrennt?“

„Vielleicht.“

„Ich will das nicht.“

„Ich auch nicht.“

Sie legte ihre Stirn an seine.

„Sag mir etwas, das es leichter macht.“

„Ich kann es nicht leichter machen.“

„Sag mir etwas Wahres.“

„Die Wahrheit ist, dass ich dich liebe.“

Sie schloss die Augen.

„Ich liebe dich auch.“

„Und die Wahrheit ist auch, dass Liebe nicht immer bedeutet, zusammen zu bleiben.“

„Sag das nicht.“

„Es ist so.“

„Sag etwas anderes.“

„Ich werde dich in mir tragen.“

„Und ich dich.“

Sie weinte leise, und er hielt ihre Hand.

Der Fluss rauschte, die Sonne sank langsam hinter die Berge, und das Licht wurde weich und golden.

„Xebat...“

„Ja?“

„Wenn ich gehe... was bleibt dann?“

„Das, was wir waren.“

„Und was waren wir?“

„Licht.“

Sie küsste ihn.

Es war ein stiller, warmer, verzweifelter Kuss.

Ein Kuss, der nicht begann und nicht endete, sondern einfach war.

Als sie sich lösten, war die Sonne fast verschwunden.

„Ich muss gehen“, flüsterte sie.

„Ich weiß.“

„Wirst du hier sein, wenn ich zurückkomme?“

„Ich werde hier sein.“

„Versprich es.“

„Ich verspreche es.“

Sie stand auf, langsam, als würde jeder Muskel in ihrem Körper sich weigern.

Er blieb sitzen, weil er wusste, dass er sonst nicht loslassen konnte.

„Leb wohl, Xebat.“

„Leb im Licht, Rojda.“

Sie ging den Pfad hinauf, ohne sich umzudrehen.

Er sah ihr nach, bis sie zwischen den Bäumen verschwand.

Dann sah er auf den Fluss.

Und er wusste, dass ein Teil von ihm mit ihr gegangen war.

26

11 – Jahre aus Schatten

Die Jahre nach Rojdas Abschied vergingen nicht schnell. Sie vergingen wie schwere Winter, die sich über die Berge von Dersim legten und nicht weichen wollten. Für Xebat wurde jeder Tag zu einem Schritt auf einem Weg, den er nicht gewählt hatte, aber gehen musste.

Er blieb im Dorf.

Er half seinem Vater bei den Schafen, half seiner Mutter am Ocak, besuchte die Ziyarets, entzündete Kerzen für Xizir, wenn die Nächte besonders dunkel waren. Er sprach wenig, lachte selten, aber er arbeitete hart. Die Menschen im Dorf sagten, er sei ein guter Junge geworden. Ein ruhiger, verlässlicher junger Mann.

Doch in seinen Augen lag etwas, das nicht verging.
Ein Rest von Licht, der nicht mehr brannte, sondern glomm.

Manchmal, wenn er am Munzur entlangging, blieb er stehen
und sah auf das Wasser.

Er erinnerte sich an ihre Stimme, an ihr Lachen, an die Art,
wie sie das Licht einfing.

Er erinnerte sich an den letzten Kuss, an das Versprechen,
das sie sich gegeben hatten.

„Ich werde dich nicht vergessen“, hatte sie gesagt.

„Ich werde hier sein“, hatte er geantwortet.

Und er war geblieben.

Rojda hingegen lebte in der Stadt.

Sie lernte schnell, passte sich an, wurde eine der besten
Schülerinnen ihres Jahrgangs. Ihre Eltern waren stolz. Sie
sagten, sie habe eine glänzende Zukunft. Sie sagten, sie sei
stark, klug, ehrgeizig.

Aber niemand sah, wie sie nachts wach lag.

Wie sie manchmal im Unterricht aus dem Fenster sah und
plötzlich nicht mehr wusste, was der Lehrer gesagt hatte.

Wie sie im Herbst den Geruch von feuchtem Laub einatmete
und dachte: *So riecht es am Munzur.*

Wie sie im Sommer die Augen schloss und die Wärme der
Sonne auf ihrer Haut spürte und dachte: *So fühlte es sich an,
neben ihm zu liegen.*

Sie schrieb ihm Briefe.

Lange Briefe, kurze Briefe, verzweifelte Briefe.

Doch sie schickte keinen einzigen ab.

Sie hatte Angst.
Angst, dass er nicht antworten würde.
Angst, dass er antworten würde.
Angst, dass sie etwas wieder öffnen würde, das sie nicht halten konnte.

Und so vergingen die Jahre.
Jeder auf seinem Weg.
Jeder mit seinem Licht, das schwächer wurde.

Bis eines Tages ein Brief kam.
Nicht von ihr.
Sondern von ihrem Vater.

Er schrieb, dass sie nach dem Studium im Ausland bleiben würde.
Dass sie eine Stelle bekommen hatte.
Dass sie ein neues Leben begann.

28

Xebat las den Brief zweimal.
Dann legte er ihn auf den Tisch und ging hinaus.

Er ging zum Munzur.
Er setzte sich auf den Stein, auf dem sie immer gesessen hatten.
Er sah auf das Wasser.

Und er sagte leise:

„Leb im Licht, Rojda.“

Der Fluss antwortete nicht.
Aber das Licht auf dem Wasser flackerte, als hätte es ihn gehört.

12 – Der Kuss, der alles veränderte

„Leb wohl, Xebat.“

„Leb im Licht, Rojda.“

Als sie diese Worte aussprachen, standen sie einander so nahe, dass die Welt um sie herum zu verschwimmen schien. Die Monate voller Sehnsucht, Zweifel und unausgesprochener Gefühle brachen in einem einzigen Moment auf. Sie zogen einander in die Arme, suchten Halt, Wärme, Gewissheit. Was zwischen ihnen geschah, war kein Zufall, kein Irrtum, sondern die späte Erfüllung eines Versprechens, das ihre Herzen schon lange kannten. Als der Morgen graute, wussten beide, dass sich ihr Leben unwiderruflich verändert hatte. 29

Rojda kehrte zu ihren Eltern zurück und reiste kurz darauf weiter in die Stadt **Dersim Centrum**, dem pulsierenden Mittelpunkt der Region, in dem über hunderttausend Menschen lebten. Dort begann sie ihr Referendariat am Dersim-Gymnasium, entschlossen, ihren eigenen Weg zu gehen.

Xebat blieb auf seinem Land. Er hatte Agrarwissenschaften studiert und bewirtschaftete nun einen großen Hof mit weiten Feldern, Obstgärten und modernen Stallungen. Sein Betrieb florierte, und er führte ihn mit einer Mischung aus Wissen, Geduld und der tiefen Verbundenheit zur Erde, die er von seinen Vorfahren geerbt hatte.

Fünf Wochen vergingen, bis ein Brief aus Dersim Centrum eintraf. Als Xebat den Umschlag öffnete, erkannte er sofort

Rojdas Handschrift. Ihre Worte ließen ihn erst erstarren, dann schneller atmen: **Sie war schwanger.** Sie bat ihn, sie zu treffen — dringend, ohne Umschweife.

Xebat machte sich sofort auf den Weg. Als sie einander wieder gegenüberstanden, war keine Unsicherheit mehr zwischen ihnen. Sie entschieden sich für das Kind, ohne Zögern, ohne Berechnung. Rojda wusste, dass ihre Eltern wütend sein würden. Und sie waren es. Sie verlangten, dass sie das Kind nicht bekommen solle, doch Rojda blieb standhaft. Sie wählte ihr eigenes Leben, ihre eigene Zukunft — und Xebat.

Sie zog zu ihm auf den Hof, und dort begann ihr gemeinsames Leben. Rojda arbeitete als Lehrerin am Dersim-Gymnasium, das nicht weit von Xebats Farm entfernt lag. Jeden Morgen sah sie die Berge im Licht aufglühen, und jeden Abend kehrte sie zu dem Ort zurück, an dem ihre Liebe Wurzeln geschlagen hatte.

30

13 – Unter dem Gewicht der Entscheidungen

Rojda hatte nie geglaubt, dass ein einziger Entschluss das Gefüge ihres Lebens so tief erschüttern könnte. Seit sie zu Xebat gezogen war, fühlte sie sich wie zwischen zwei Welten gefangen: der vertrauten Ordnung ihrer Herkunft und der neuen, ungezähmten Freiheit, die sie mit ihm gefunden hatte. Die Tage auf dem Hof begannen früh, lange bevor die Sonne die Hügel von Dersim berührte. Der Duft von feuchter Erde, das Rufen der Tiere, das Knarren der alten Holztore – all das wurde zu einem Teil ihres neuen Alltags.

Xebat arbeitete mit einer Ruhe, die sie immer wieder staunen ließ. Er bewegte sich über die Felder, als würde er mit ihnen sprechen. Die Pflanzen schienen ihm zuzuhören, die Erde schien ihm zu vertrauen. Sein Wissen aus dem Studium verband sich mit der Erfahrung seiner Familie, und der Hof blühte auf wie ein lebendiges Wesen. Rojda beobachtete ihn oft aus der Ferne, wie er mit den Händen über die Halme strich, als wären sie Kinder, die er beruhigte. In solchen Momenten spürte sie, dass sie richtig entschieden hatte.

Doch die Stille der Landschaft konnte nicht verhindern, dass die Worte ihrer Eltern in ihr nachhallten. Sie hatten sie nicht verstoßen, aber ihre Enttäuschung war wie ein Schatten, der sich über jeden Gedanken legte. Ihre Mutter hatte geweint, ihr Vater hatte geschwiegen. „Du weißt nicht, was du tust“, hatte er gesagt. „Du wirfst dein Leben weg.“ Aber Rojda wusste, dass es nicht stimmte. Sie war nicht gefallen – sie war geflogen. Und sie würde nicht zurückkehren. 31

Die ersten Wochen auf dem Hof waren schwer. Ihr Körper veränderte sich, und mit ihm ihre Wahrnehmung der Welt. Sie spürte das Kind in sich wie ein leises, warmes Licht, das jeden Tag stärker wurde. Manchmal legte sie die Hände auf ihren Bauch und stellte sich vor, wie es aussehen würde. Ob es Xebats Augen haben würde oder ihre. Ob es die Berge lieben würde, so wie sie es tat. Ob es die Stille verstehen würde, die zwischen zwei Menschen entstehen kann, die sich ohne Worte kennen.

Xebat war aufmerksam, ohne aufdringlich zu sein. Er fragte nicht viel, aber er sah alles. Wenn sie müde war, übernahm er ihre Aufgaben. Wenn sie schweigsam war, setzte er sich neben sie und wartete, bis sie wieder sprechen wollte. Er

drängte sie nicht, er hielt sie nicht fest – er war einfach da. Und das war mehr, als sie je erwartet hatte.

Eines Abends, als der Himmel über Dersim Centrum in ein tiefes Rot getaucht war, saßen sie vor dem Haus und sahen den Schatten der Berge länger werden. Die Luft war kühl, und ein leichter Wind strich durch die Bäume. Rojda lehnte sich an ihn, und er legte seinen Arm um sie, als wäre es das Natürlichste der Welt.

„Hast du Angst?“, fragte er leise.

Sie dachte einen Moment nach. „Ja“, sagte sie. „Aber ich habe auch Hoffnung.“

„Das reicht“, antwortete er. „Mehr braucht es nicht.“

In der Ferne hörten sie das Bellen eines Hundes, das Rauschen des Flusses, der durch das Tal floss. Die Welt war groß, aber in diesem Moment fühlte sie sich klein und sicher an. Rojda wusste, dass der Weg vor ihnen nicht leicht sein würde. Die Erwartungen der Gesellschaft, die Blicke der Menschen, die Fragen, die niemand aussprechen würde – all das würde sie begleiten. Doch sie wusste auch, dass sie nicht allein war.

32

Am nächsten Morgen begann ihr neuer Alltag endgültig. Sie meldete sich offiziell am Dersim-Gymnasium an, um nach der Geburt weiterzuarbeiten. Die Schulleitung begrüßte sie freundlich, und obwohl einige Kolleginnen neugierig schauten, fühlte sie sich willkommen. Der Gedanke, eines Tages wieder vor einer Klasse zu stehen, gab ihr Kraft. Bildung war ihr Anker, ihr Kompass, ihr Versprechen an sich selbst.

Als sie zurück auf den Hof kam, wartete Xebat bereits auf sie. Er hatte frisches Brot gebacken, und der Duft erfüllte das ganze Haus. Sie lächelte, und er erwiderte es, ohne ein Wort zu sagen. In diesem Lächeln lag alles: Dankbarkeit, Vertrauen, ein stilles Versprechen.

Die Tage wurden zu Wochen, die Wochen zu Monaten. Der Hof wurde zu ihrem Zuhause, und die Berge zu ihren Zeugen. Und während ihr Bauch wuchs, wuchs auch die Gewissheit, dass sie nicht nur ein neues Leben in sich trug, sondern auch ein neues Kapitel, das größer war als alles, was sie sich je vorgestellt hatte.

14 – Zwischen Tradition und Wandel

33

Dersim Centrum war mehr als nur eine Stadt. Es war ein Knotenpunkt aus Geschichte, Wunden, Hoffnungen und Stimmen, die nie ganz verstummten. Wer durch die Straßen ging, spürte die Spannung zwischen Vergangenheit und Gegenwart wie einen unsichtbaren Strom. Alte Männer saßen vor den Teehäusern und diskutierten über Politik, als hinge das Schicksal der Welt von ihren Worten ab. Junge Menschen eilten mit Büchern unter dem Arm zur Universität, entschlossen, die Zukunft anders zu gestalten als die Generationen vor ihnen. Und irgendwo dazwischen bewegte sich Rojda, eine Frau, die plötzlich selbst Teil eines gesellschaftlichen Konflikts geworden war, den sie nie gesucht hatte.

Seit bekannt geworden war, dass sie unverheiratet schwanger war und zu einem Mann aufs Land gezogen war, wurde sie in der Stadt mit Blicken empfangen, die mehr sagten als Worte.

Manche voller Mitgefühl, manche voller Urteil. Die Gesellschaft war im Wandel, doch die alten Normen hielten sich hartnäckig. Besonders Frauen spürten sie wie unsichtbare Fesseln. Rojda wusste das, aber sie hatte nie erwartet, selbst so tief hineingezogen zu werden.

Am Dersim-Gymnasium, wo sie bald unterrichten würde, war die Stimmung gemischt. Einige Kolleginnen begrüßten sie herzlich, andere musterten sie mit einer Mischung aus Neugier und Skepsis. „Eine Lehrerin muss ein Vorbild sein“, hörte sie einmal im Flur, als zwei Stimmen glaubten, sie sei außer Hörweite. „Wie soll das gehen, wenn sie selbst gegen die Tradition lebt?“ Rojda blieb stehen, atmete tief ein und ging weiter. Sie wusste, dass sie nicht gegen die Tradition lebte – sie lebte nur nicht blind in ihr.

Auf dem Hof war die Welt eine andere. Dort zählten keine Gerüchte, keine Erwartungen, keine gesellschaftlichen Regeln. Dort zählte nur das, was man mit den Händen schuf. Xebat kümmerte sich um die Felder, als wären sie ein politisches Manifest: ein Beweis dafür, dass man mit Wissen und Geduld etwas Neues erschaffen konnte, ohne die Wurzeln zu verleugnen. Sein Hof war modern, effizient, ein Beispiel dafür, wie Landwirtschaft im 21. Jahrhundert aussehen konnte. Und doch war er tief verwoben mit der Geschichte seiner Familie, die seit Generationen dieses Land bearbeitet hatte.

Eines Abends, als Rojda vom Gymnasium zurückkehrte, fand sie Xebat im Gespräch mit zwei Männern aus dem Dorf. Es ging um Wasserrechte, um neue staatliche Auflagen, um Fördergelder, die nur an Betriebe vergeben wurden, die bestimmte Bedingungen erfüllten. Die Männer waren aufgebracht, ihre Stimmen laut, ihre Hände unruhig. Xebat

blieb ruhig, erklärte, verhandelte, suchte Lösungen. Rojda beobachtete ihn aus der Ferne und erkannte, wie sehr er zwischen den Welten stand: zwischen Tradition und Moderne, zwischen Dorf und Stadt, zwischen alten Strukturen und neuen Möglichkeiten.

Später, als die Männer gegangen waren, setzte sie sich neben ihn auf die Stufen vor dem Haus. „Es wird nicht leichter, oder?“, fragte sie.

„Nein“, sagte er. „Aber es wird klarer.“
„Was meinst du?“

„Die Welt verändert sich. Manche wollen es nicht sehen, andere wollen es zu schnell. Wir stehen dazwischen. Und wir müssen unseren eigenen Weg finden.“

35

Rojda nickte. Sie wusste, dass er recht hatte. Die Gesellschaft war im Umbruch. Frauen forderten mehr Rechte, junge Menschen wollten Bildung statt Tradition, und die Politik versuchte, beides gleichzeitig zu kontrollieren und zu modernisieren. In Dersim war dieser Konflikt besonders spürbar. Die Region hatte eine lange Geschichte des Widerstands, aber auch eine tiefe Sehnsucht nach Frieden und Stabilität.

In den folgenden Wochen wurde Rojda immer mehr zur Beobachterin dieser gesellschaftlichen Spannungen. Sie sah, wie Eltern ihre Kinder drängten, bestimmte Berufe zu wählen, weil „es immer so war“. Sie hörte, wie Kolleginnen über die Rolle der Frau diskutierten, manche leise, manche laut. Und sie spürte, wie junge Mädchen sie mit einer Mischung aus Bewunderung und Unsicherheit ansahen – als

wollten sie wissen, ob man wirklich anders leben konnte, ohne alles zu verlieren.

Eines Tages sprach eine Schülerin sie nach einer Informationsveranstaltung an. „Frau Rojda... stimmt es, dass Sie allein entschieden haben, Ihr Kind zu bekommen?“

Rojda sah in die großen, fragenden Augen des Mädchens. „Ja“, sagte sie ruhig. „Ich habe entschieden, dass mein Leben mir gehört.“

Das Mädchen nickte langsam, als hätte sie etwas gehört, das sie lange gesucht hatte.

Auf dem Heimweg dachte Rojda über dieses Gespräch nach. Sie wusste, dass ihre Entscheidung politisch geworden war, ohne dass sie es gewollt hatte. In einer Gesellschaft, in der jede Abweichung von der Norm als Provokation galt, war ihr Leben plötzlich ein Statement. Nicht, weil sie laut war, sondern weil sie lebte, wie sie es für richtig hielt. 36

Als sie den Hof erreichte, stand Xebat am Zaun und wartete auf sie. Die Sonne ging hinter den Bergen unter, und das Licht legte sich wie ein goldener Schleier über die Felder. Rojda blieb stehen und sah ihn an. In diesem Moment wusste sie, dass sie nicht nur gegen gesellschaftliche Erwartungen kämpfte, sondern auch für etwas Größeres: für die Freiheit, ihr eigenes Leben zu gestalten.

Und sie wusste, dass sie diesen Kampf nicht allein führte.

15 – Die Erschütterung im Herzen der Familie

Die Nachricht von Rojdas Entscheidung verbreitete sich schneller, als sie es je für möglich gehalten hätte. In Dersim Centrum war nichts wirklich geheim, schon gar nicht, wenn es eine Familie betraf, die seit Generationen als angesehen galt. Ihre Eltern hatten gehofft, dass die Zeit ihre Wut mildern würde, doch stattdessen wuchs in ihnen eine Mischung aus Sorge, Stolzverlust und verletzter Tradition, die wie ein Sturm in ihrem Haus tobte.

Ihre Mutter sprach tagelang kaum ein Wort. Sie bewegte sich durch die Räume wie ein Schatten, der nicht wusste, wohin er gehörte. Ihr Vater hingegen schwieg nicht. Er sprach mit Nachbarn, mit Verwandten, mit jedem, der ihm zuhörte – und mit jedem Wort wurde seine Enttäuschung schwerer. „Sie hätte alles haben können“, sagte er immer wieder. „Alles. Und jetzt wirft sie es weg für ein Leben auf einem Hof, weit weg von der Stadt, weit weg von uns.“

37

Doch tief in seinem Inneren wusste er, dass es nicht der Hof war, der ihn verletzte. Es war der Gedanke, dass seine Tochter einen Weg gewählt hatte, den er nicht kontrollieren konnte. Einen Weg, der nicht in seine Vorstellungen passte. Einen Weg, der sie ihm entzog.

Als Rojdas Bauch sichtbar wurde, wagte sie sich kaum noch in die Stadt. Nicht aus Scham, sondern weil jeder Blick sie daran erinnerte, wie sehr die Gesellschaft Frauen nach Regeln beurteilte, die sie nie selbst geschrieben hatten. Manche grüßten sie freundlich, andere taten so, als sähen sie sie nicht. Und wieder andere flüsterten, sobald sie an ihr vorbeiging.

Doch Rojda hielt den Kopf hoch. Sie wusste, dass ihr Leben nicht mehr in die engen Schablonen passte, die andere ihr aufdrücken wollten.

Eines Tages, als der Herbstwind die ersten Blätter über den Hof trug, erschien ihre Mutter unerwartet. Sie stand vor der Tür, die Hände fest ineinander verschränkt, das Gesicht angespannt. Rojda öffnete, überrascht und unsicher. Einen Moment lang sahen sie sich nur an, zwei Frauen, die einander liebten und doch nicht wussten, wie sie zueinander zurückfinden sollten.

„Darf ich reinkommen?“, fragte ihre Mutter leise.

Rojda nickte und führte sie ins Haus. Xebat war auf den Feldern, und die Stille zwischen den beiden Frauen war schwer wie ein Stein. Schließlich setzte sich ihre Mutter an den Tisch und legte die Hände darauf, als müsste sie sich festhalten.

38

„Ich habe Angst um dich“, sagte sie schließlich. „Nicht wegen des Kindes. Nicht wegen Xebat. Sondern weil du so weit weg bist. Weil ich dich verliere.“

Rojda setzte sich ihr gegenüber. „Du verlierst mich nicht“, sagte sie ruhig. „Ich bin nur nicht mehr das Mädchen, das du dir vorgestellt hast.“

Ihre Mutter sah sie lange an, und in ihren Augen lag ein Schmerz, der älter war als dieser Konflikt. „Ich wollte immer nur, dass du sicher bist“, flüsterte sie. „Dass du ein gutes Leben hast.“

„Ich habe ein gutes Leben“, antwortete Rojda. „Vielleicht nicht das, das du für mich geplant hast. Aber es ist meines.“

Tränen stiegen ihrer Mutter in die Augen, und sie wandte den Blick ab. „Dein Vater... er versteht das nicht. Er fühlt sich... entehrt.“

Rojda spürte, wie sich etwas in ihr zusammenzog. „Ich bin kein Besitz, den man entehrt oder ehrt“, sagte sie. „Ich bin seine Tochter.“

„Er weiß das“, sagte ihre Mutter. „Aber er weiß nicht, wie er damit umgehen soll.“

In diesem Moment öffnete sich die Tür, und Xebat trat ein. Er blieb stehen, überrascht, als er die beiden Frauen sah. Rojdas Mutter erhob sich sofort, als hätte sie Angst, ertappt worden zu sein. Doch Xebat lächelte nur höflich und verbeugte sich leicht. 39

„Willkommen in unserem Haus“, sagte er ruhig.

Ihre Mutter nickte, doch ihre Augen wanderten sofort zu seinem Gesicht, als suchten sie dort eine Antwort auf all ihre Ängste. Sie sah einen Mann, der nicht laut war, nicht aufdringlich, nicht stolz im übertriebenen Sinne. Sie sah jemanden, der Verantwortung trug, ohne damit zu prahlen. Und vielleicht, nur vielleicht, sah sie auch, warum ihre Tochter ihn gewählt hatte.

„Ich sollte gehen“, sagte sie schließlich. „Ich wollte nur... sehen, wie es dir geht.“

Rojda begleitete sie zur Tür. Als ihre Mutter hinausging, blieb sie kurz stehen und legte eine Hand auf Rojdas Arm. „Pass auf dich auf“, sagte sie. „Und... auf das Kind.“

Es war kein Segen, aber es war ein Anfang.

Als sie gegangen war, trat Xebat neben Rojda. „Es wird Zeit brauchen“, sagte er leise.

„Ich weiß“, antwortete sie. „Aber vielleicht... vielleicht heilt die Zeit mehr, als wir denken.“

Sie legte eine Hand auf ihren Bauch, und Xebat legte seine darüber. In diesem Moment spürten sie beide, dass die Familie, die sie gründeten, nicht nur aus Liebe bestand, sondern auch aus Mut. Mut, gegen Erwartungen zu leben. Mut, Brücken zu bauen, die andere eingerissen hatten. Mut, eine Zukunft zu schaffen, die größer war als die Vergangenheit. 40

16 – In der Stille zwischen zwei Herzen

Die Nächte auf dem Hof waren anders geworden, seit Rojdas Bauch sich rundete und das Kind in ihr zu einem fühlbaren Wesen heranwuchs. Die Dunkelheit war nicht mehr nur Dunkelheit; sie war ein Raum, in dem Gedanken lauter wurden, Erinnerungen aufstiegen und Ängste sich zeigten, die am Tag keinen Platz fanden. Oft lag Rojda wach, lauschte dem Wind, der durch die Felder strich, und spürte die Bewegungen des kleinen Lebens in ihr wie leise Botschaften aus einer Zukunft, die sie noch nicht greifen konnte.

Xebat bemerkte ihre Unruhe, auch wenn sie versuchte, sie zu verbergen. Er kannte die Art, wie sie atmete, wenn sie nachdachte. Er kannte die Stille, die sie umgab, wenn sie etwas beschäftigte. Und er kannte den Blick in ihren Augen, wenn sie versuchte, stark zu sein, obwohl sie sich verletzlich fühlte.

Eines Abends, als der Regen sanft gegen die Fenster trommelte, setzte er sich zu ihr ans Bett. Sie saß aufrecht, die Knie angezogen, die Hände schützend auf ihrem Bauch. Ihr Gesicht war im Halbdunkel kaum zu erkennen, doch er spürte die Spannung in ihren Schultern.

„Du schläfst kaum noch“, sagte er leise.

Sie antwortete nicht sofort. Dann hob sie den Kopf und sah ihn an. „Ich habe Angst“, flüsterte sie. „Nicht vor dem Kind. Nicht vor unserem Leben. Sondern davor, dass ich nicht genug bin.“ 41

Xebat rückte näher, aber er berührte sie nicht. Er wusste, dass Nähe manchmal Raum brauchte. „Nicht genug für wen?“, fragte er.

„Für alles“, sagte sie. „Für die Erwartungen der Menschen. Für meine Eltern. Für die Kinder, die ich einmal unterrichten werde. Für dieses Kind. Für dich.“

Er atmete tief ein, als müsste er die richtigen Worte aus der Luft holen. „Rojda... du bist nicht hier, um Erwartungen zu erfüllen. Nicht meine, nicht die deiner Eltern, nicht die der Welt. Du bist hier, weil du dich entschieden hast. Und das allein macht dich stark.“

Sie schüttelte den Kopf. „Manchmal fühle ich mich nicht stark.“

„Stärke ist nicht das Gegenteil von Angst“, sagte er. „Stärke ist, weiterzugehen, obwohl man Angst hat.“

Sie sah ihn lange an, und in ihrem Blick lag etwas, das er nur selten bei ihr sah: eine tiefe, fast kindliche Verletzlichkeit. Er streckte die Hand aus, langsam, als wolle er ihr Zeit geben, sich zurückzuziehen. Doch sie tat es nicht. Ihre Finger fanden seine, und in dieser Berührung lag mehr Wahrheit als in allen Worten, die sie je hätten sagen können.

„Ich weiß nicht, ob ich eine gute Mutter sein werde“, sagte sie.

„Du wirst eine Mutter sein, die liebt“, antwortete er. „Und das ist genug.“

42

Sie schloss die Augen, und eine einzelne Träne löste sich, glitt über ihre Wange. Xebat wischte sie nicht weg. Er ließ sie fallen, weil er wusste, dass manche Tränen nicht getrocknet, sondern getragen werden mussten.

Nach einer Weile legte sie ihren Kopf an seine Schulter. Er zog sie sanft an sich, und sie spürte seinen Herzschlag, ruhig und beständig, wie ein Versprechen. Die Welt draußen war voller Stimmen, voller Erwartungen, voller Urteile. Doch hier, in diesem kleinen Raum, gab es nur zwei Menschen, die versuchten, ein gemeinsames Leben zu formen, ohne zu wissen, ob sie alles richtig machten.

„Manchmal“, sagte sie leise, „habe ich das Gefühl, dass ich dich nicht verdient habe.“

Xebat schloss die Augen. „Und manchmal habe ich das Gefühl, dass ich dich nicht verdient habe“, antwortete er.

„Vielleicht ist das der Grund, warum wir uns gefunden haben.“

Sie lächelte schwach. „Weil wir beide zweifeln?“

„Weil wir beide hoffen“, sagte er.

Der Regen wurde stärker, und das Geräusch erfüllte den Raum wie ein sanftes Lied. Rojda legte seine Hand auf ihren Bauch, und er spürte die Bewegung des Kindes. Ein kleiner, kaum wahrnehmbarer Stoß – und doch ein Zeichen, das größer war als alles, was sie bisher erlebt hatten.

„Es lebt“, flüsterte sie.

„Es lebt“, wiederholte er. „Und es wird geliebt.“

Sie blieben so sitzen, lange, ohne zu sprechen. Die Stille zwischen ihnen war nicht leer, sondern warm, gefüllt mit allem, was sie nicht aussprechen mussten. In dieser Nacht brauchten sie keine großen Worte, keine Versprechen, keine Erklärungen. Sie brauchten nur einander – und das Wissen, dass sie gemeinsam stärker waren als ihre Zweifel.

43

17 – Die Schatten der Vergangenheit

Die Nachricht, dass Rojda zu Xebat gezogen war und ein Kind erwartete, blieb nicht lange unbemerkt. In Dersim sprach sich alles herum, aber auf dem Land, in den Dörfern rund um die Berge, verbreiteten sich Neuigkeiten noch schneller – getragen von Stimmen, die nie ganz verstummten. Auch Xebats Familie erfuhr davon, und ihre Reaktionen waren alles andere als einheitlich.

Seine Mutter, eine Frau mit einem Gesicht, das von Sonne und Arbeit gezeichnet war, aber Augen, die alles sahen, ohne viel zu sagen, war die Erste, die kam. Sie erschien eines Morgens, ohne Ankündigung, stand plötzlich im Hof, die Hände fest ineinander verschränkt. Rojda war gerade dabei, Kräuter zu sortieren, als sie die Schritte hörte. Als sie sich umdrehte, sah sie die ältere Frau, die sie musterte – nicht feindselig, aber auch nicht warm.

„Du bist also Rojda“, sagte sie schließlich.

Rojda nickte. „Ja.“

Die Mutter sah auf ihren Bauch, dann wieder in ihr Gesicht.

„Du trägst sein Kind.“

Es war keine Frage. Es war eine Feststellung, schwer wie ein Urteil.

„Ja“, antwortete Rojda ruhig.

Die Mutter schwieg lange. Dann sagte sie: „Komm.“

44

Sie führte Rojda in die Küche, setzte sich, legte die Hände auf den Tisch. Ihre Bewegungen waren langsam, aber bestimmt. „Ich habe gehört, was die Leute sagen“, begann sie. „Dass du aus der Stadt kommst. Dass deine Familie nicht einverstanden ist. Dass du ohne Hochzeit hier bist.“

Rojda spürte, wie ihr Herz schneller schlug. „Ich weiß, dass es ungewöhnlich ist“, sagte sie. „Aber ich liebe Ihren Sohn. Und ich stehe zu diesem Kind.“

Die Mutter sah sie lange an, als wolle sie prüfen, ob diese Worte wahr waren oder nur Schutz. Schließlich nickte sie leicht. „Liebe ist gut“, sagte sie. „Aber Liebe allein trägt keinen Hof.“

Rojda wollte etwas erwidern, doch in diesem Moment öffnete sich die Tür, und Xebat trat ein. Als er seine Mutter sah, blieb er stehen. „Mutter? Warum bist du hier?“

„Weil ich wissen wollte, ob du weißt, was du tust“, sagte sie. Xebat setzte sich ihr gegenüber. „Ich weiß es.“

„Du bringst eine Frau ins Haus, die nicht aus unserer Welt kommt“, sagte die Mutter. „Eine Frau, die die Regeln der Stadt kennt, aber nicht die des Landes. Eine Frau, die nicht weiß, wie hart dieses Leben sein kann.“

Rojda senkte den Blick, doch Xebat legte seine Hand auf ihre. „Sie lernt“, sagte er. „Und sie bleibt.“

Die Mutter sah ihre verschränkten Hände, und etwas in ihrem Gesicht veränderte sich – ein feiner Riss in der Strenge. „Ich habe nichts gegen sie“, sagte sie leise. „Aber ich habe Angst um dich. Du bist mein Sohn.“

45

„Und ich werde Vater“, antwortete er. „Ich brauche deine Unterstützung, nicht deinen Zweifel.“

Die Mutter schwieg. Dann stand sie auf, ging zu Rojda und legte ihr eine Hand auf die Schulter. „Ich werde dich nicht verstoßen“, sagte sie. „Aber du musst wissen: Die anderen werden reden. Die Familie, die Nachbarn, die Alten im Dorf. Sie werden fragen, warum keine Hochzeit war. Warum alles so schnell ging. Warum du aus der Stadt kamst und sofort ein Kind trägst.“

Rojda hob den Kopf. „Sollen sie reden“, sagte sie. „Ich habe nichts zu verbergen.“

Die Mutter sah sie an – diesmal anders, mit einem Hauch von Respekt. „Du hast Mut“, sagte sie. „Vielleicht mehr, als ich dachte.“

Doch nicht alle in Xebats Familie waren so offen.

Zwei Tage später kam sein älterer Bruder, Baran. Er war größer als Xebat, breitschultriger, mit einem Blick, der immer etwas misstrauisch wirkte. Er betrat den Hof, ohne zu grüßen, und ging direkt auf seinen Bruder zu.

„Was tust du da, Xebat?“, fragte er scharf. „Du bringst Schande über uns.“

Rojda stand in der Tür, hörte jedes Wort.

„Es gibt keine Schande“, sagte Xebat ruhig.

„Keine Schande?“, fauchte Baran. „Eine unverheiratete Frau, schwanger, aus der Stadt? Die Leute reden schon jetzt. Du weißt, wie das Dorf ist.“

„Ich weiß, wie das Dorf ist“, sagte Xebat. „Aber ich weiß auch, was richtig ist.“

Baran schnaubte. „Richtig? Du denkst mit dem Herzen, nicht mit dem Kopf.“

„Und du denkst nur an die Zunge der Leute“, erwiderte Xebat.

Die Spannung zwischen den Brüdern war greifbar, wie ein Sturm, der sich über den Feldern zusammenzog. Rojda trat einen Schritt vor, obwohl ihre Knie zitterten.

„Ich bin nicht hier, um eure Familie zu zerstören“, sagte sie.
„Ich bin hier, weil ich Xebat liebe. Und weil wir ein Kind erwarten.“

Baran sah sie an, und in seinem Blick lag etwas, das sie nicht deuten konnte – Wut, ja, aber auch Unsicherheit. Vielleicht sogar Angst. „Du weißt nicht, wie dieses Leben ist“, sagte er.
„Du weißt nicht, was es bedeutet, Teil dieser Familie zu sein.“

„Dann werde ich es lernen“, sagte sie.

Baran wollte etwas erwidern, doch Xebat trat zwischen sie.
„Genug“, sagte er. „Sie bleibt. Und wer das nicht akzeptiert, muss nicht kommen.“

Es war ein Satz, der wie ein Messer durch die Luft schnitt.

47

Baran starrte ihn an, fassungslos. Dann drehte er sich um und ging, ohne ein weiteres Wort.

Als er verschwunden war, sank Rojda auf einen Stuhl. Ihre Hände zitterten. „Ich wollte keinen Streit“, flüsterte sie.

Xebat kniete sich vor sie. „Du hast keinen Streit verursacht“, sagte er. „Du hast nur gelebt.“

Sie sah ihn an, und in seinen Augen lag etwas, das sie beruhigte – ein stiller, unerschütterlicher Schutz.

Doch tief in ihrem Inneren wusste sie: Dies war erst der Anfang.

18 – Die Nacht, in der alles begann

Der Winter kam früh in diesem Jahr. Die Berge um Dersim waren bereits weiß überzogen, und die Luft roch nach Schnee, lange bevor die ersten Flocken fielen. Rojda spürte die Kälte stärker als sonst, vielleicht weil ihr Körper sich auf etwas vorbereitete, das größer war als jede Jahreszeit. Ihr Bauch war schwer geworden, und jeder Schritt erinnerte sie daran, dass die Geburt nicht mehr fern war.

Xebat war in diesen Tagen besonders aufmerksam. Er arbeitete weniger auf den Feldern, blieb häufiger im Haus, hörte auf jedes Geräusch, jede Veränderung in ihrem Atem. Die Spannungen mit seinem Bruder hatten sich gelegt, nicht weil Baran seine Meinung geändert hätte, sondern weil die Zeit ihn zum Schweigen gezwungen hatte. Selbst er wusste, dass ein Kind mehr war als ein Streit. 48

Eines Abends, als der Wind heftig gegen die Fenster schlug, begann Rojda unruhig zu werden. Sie konnte nicht sitzen, nicht liegen, nicht stehen. Etwas in ihr drängte nach vorne, wie eine Welle, die sich nicht mehr zurückhalten ließ. Xebat sah es sofort. Er trat zu ihr, legte eine Hand auf ihren Rücken und spürte die Anspannung.

„Es ist so weit“, sagte sie mit brüchiger Stimme.

Er nickte, doch seine Augen verrieten die Angst, die er nicht aussprechen wollte. „Ich hole die Hebamme.“

Die Stunden, die folgten, verschwammen zu einem einzigen, langen Moment. Die Hebamme kam, eine erfahrene Frau aus

dem Nachbardorf, deren Hände ruhig waren wie Wasser. Sie sprach wenig, arbeitete konzentriert, gab Anweisungen, die Xebat befolgte, ohne zu zögern. Rojda kämpfte, atmete, hielt durch. Die Schmerzen kamen in Wellen, doch zwischen ihnen spürte sie etwas anderes: eine Kraft, die sie nie zuvor gekannt hatte.

Als die Nacht am dunkelsten war, durchbrach ein erster Schrei die Stille. Ein klarer, heller Laut, der den Raum füllte wie Licht. Rojda sank erschöpft zurück, Tränen liefen über ihr Gesicht, doch sie lächelte. Die Hebamme legte ihr das Kind in die Arme – ein Mädchen, klein, warm, lebendig.

Xebat kniete sich neben sie, seine Hände zitterten, als er das kleine Wesen berührte. „Unsere Tochter“, flüsterte er.

Rojda sah ihn an, und in diesem Blick lag alles: die Angst, die sie überwunden hatten, die Liebe, die sie getragen hatte, und die Zukunft, die nun vor ihnen lag.

49

Draußen fiel der erste Schnee.

19 – Ein neuer Platz in der Welt

Die Geburt ihrer Tochter veränderte alles. Nicht nur für Rojda und Xebat, sondern auch für die Menschen um sie herum. Das kleine Mädchen, das sie Berfin nannten, wurde zu einem stillen Mittelpunkt, um den sich die Spannungen, Ängste und Hoffnungen der Familien neu ordneten. Wo zuvor Zweifel und Misstrauen gewesen waren, entstand nun ein Raum, in dem selbst die Härtesten weich wurden.

Als die Nachricht von Berfins Geburt das Dorf erreichte, kamen die ersten Besucher. Zögerlich, vorsichtig, als wüssten sie nicht, ob sie willkommen waren. Doch Xebat öffnete jedem die Tür, und Rojda reichte Tee, so gut sie konnte, obwohl sie noch erschöpft war. Die Menschen sahen das Kind, sahen die Wärme im Haus, sahen die Ruhe, die sich über den Hof gelegt hatte – und etwas in ihnen begann sich zu verändern.

Auch Xebats Mutter kam wieder. Diesmal ohne Vorwürfe, ohne Fragen. Sie setzte sich neben Rojda, nahm das Baby in die Arme und wiegte es, als hätte sie nie etwas anderes getan. Ihre Augen wurden weich, und ein leises Lächeln erschien auf ihrem Gesicht. „Sie hat deine Stirn“, sagte sie. „Und seine Augen.“

Rojda nickte, und für einen Moment fühlte sie sich nicht mehr wie eine Fremde. Die Mutter sah sie an und legte eine Hand auf ihren Arm. „Du bist stark“, sagte sie. „Stärker, als ich dachte. Vielleicht stärker, als ich es je war.“

Es war kein vollständiger Frieden, aber es war ein Anfang.

Schwieriger war es mit Rojdas Vater. Wochen vergingen, ohne dass er ein Zeichen von sich gab. Ihre Mutter schrieb ihr heimlich Briefe, in denen sie erzählte, dass er schweigsam geworden war, dass er abends lange vor dem Haus stand und in die Ferne sah. „Er weiß nicht, wie er zu dir kommen soll“, schrieb sie. „Sein Stolz ist groß, aber seine Liebe ist größer.“

Eines Tages, als der Schnee geschmolzen war und die ersten Knospen an den Bäumen erschienen, sah Rojda eine Gestalt den Weg zum Hof hinaufkommen. Langsam, schwer, als trüge jeder Schritt eine Last. Sie erkannte ihn sofort.

Ihr Vater blieb am Tor stehen. Er sah nicht wütend aus, nicht hart – nur müde. Rojda trat hinaus, das Baby im Arm. Sie blieb einige Schritte vor ihm stehen, unsicher, ob sie näherkommen sollte.

Er sah sie lange an. Dann wanderten seine Augen zu Berfin. Etwas in seinem Gesicht zerbrach, leise, kaum sichtbar, aber unwiderruflich. Er hob eine Hand, als wolle er das Kind berühren, doch er ließ sie wieder sinken.

„Ich habe Fehler gemacht“, sagte er schließlich. Seine Stimme war rau, als hätte er lange nicht gesprochen. „Ich wollte dich schützen. Und dabei habe ich dich verletzt.“

Rojda spürte, wie ihre Kehle eng wurde. „Bavo...“

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Lass mich ausreden.“ Er atmete tief ein. „Ich habe gedacht, du würdest dein Leben wegwerfen. Aber jetzt sehe ich... du hast ein neues geschaffen.“

Er sah Xebat, der im Hintergrund stand, still, respektvoll. „Und du... du hast meine Tochter nicht genommen. Du hast ihr ein Zuhause gegeben.“

Xebat trat näher und verbeugte sich leicht. „Sie gehört zu uns beiden.“

Der Vater nickte. Dann wandte er sich wieder Rojda zu. „Darf ich sie halten?“

Rojda reichte ihm Berfin. Seine Hände zitterten, als er das kleine Mädchen nahm. Er sah sie an, als hätte er nie zuvor ein

Kind gesehen. Seine Augen füllten sich mit Tränen, die er nicht mehr zurückhalten konnte.

„Willkommen in der Familie“, flüsterte er.

In diesem Moment löste sich etwas, das lange zwischen ihnen gestanden hatte. Nicht alles war geheilt, nicht alles vergessen – aber der Weg zurück war geöffnet.

Als die Sonne hinter den Bergen versank, saßen sie alle zusammen vor dem Haus. Die Luft war mild, und die Felder leuchteten im Abendlicht. Rojda sah ihre Familie – die alte und die neue – und spürte, dass sie endlich angekommen war.

Nicht in der Stadt.

Nicht im Dorf.

Sondern in einem Leben, das sie selbst gewählt hatte.

52

Epilog – Wenn die Jahre leise werden

Die Jahre vergingen, ohne dass jemand bemerkte, wann aus Tagen Wochen und aus Wochen Jahreszeiten geworden waren. Der Hof, der einst nur Xebats Verantwortung getragen hatte, war nun ein lebendiger Ort voller Stimmen, Schritte und Lachen. Berfin wuchs heran, und bald folgten ihre Geschwister – zwei Mädchen und ein Junge, jedes mit einem eigenen Wesen, aber alle mit derselben Wärme in den Augen, die sie von ihren Eltern geerbt hatten.

Rojda unterrichtete am Dersim-Gymnasium, und mit jedem Jahr wurde sie mehr zu einer Lehrerin, die nicht nur Wissen vermittelte, sondern Mut. Viele ihrer Schülerinnen sahen in

ihr ein Beispiel dafür, dass ein Leben nicht nach den Erwartungen anderer geformt werden musste. Sie sprach selten über ihre eigene Geschichte, doch ihre Haltung, ihre Ruhe und ihre Klarheit erzählten genug.

Xebat führte den Hof mit derselben Geduld wie früher, doch nun war er nicht mehr allein. Seine Kinder liefen zwischen den Feldern, halfen beim Pflanzen, beim Ernten, beim Füttern der Tiere. Sie lernten die Erde kennen, wie man eine alte Freundin kennenlernt – langsam, respektvoll, mit offenen Händen.

Die Familien, die einst gezögert hatten, fanden ihren Platz in diesem neuen Gefüge. Rojdas Vater wurde ein häufiger Gast, stiller als früher, aber weicher. Er trug seine Enkel auf den Schultern, als wolle er die verlorene Zeit mit jedem Schritt zurückholen. Xebats Mutter wurde zu einer festen Säule im Haus, und selbst Baran, der Bruder, der einst so hart gesprochen hatte, kam irgendwann wieder – zuerst schweigend, dann vorsichtig, schließlich mit einem Lächeln, das er lange verborgen gehalten hatte.

53

Die Welt um sie herum veränderte sich weiter. Die Stadt wuchs, die Dörfer schrumpften, die Politik wechselte ihre Farben, und die Menschen suchten neue Wege, Tradition und Moderne zu verbinden. Doch auf dem Hof blieb etwas bestehen, das größer war als jede Veränderung: ein Gefühl von Zugehörigkeit, das nicht durch Regeln, sondern durch Entscheidungen entstanden war.

An einem Abend, viele Jahre später, saßen Rojda und Xebat vor dem Haus, so wie sie es früher getan hatten, als alles noch neu und unsicher gewesen war. Die Kinder spielten irgendwo im Hof, ihre Stimmen mischten sich mit dem

Zirpen der Grillen. Die Sonne sank langsam hinter die Berge, und das Licht legte sich golden über die Felder.

„Weißt du noch“, sagte Rojda leise, „wie alles begann?“
Xebat nickte. „Ich erinnere mich an jeden Schritt.“

„Hast du je bereut, dass wir diesen Weg gegangen sind?“

Er sah sie an, lange, mit einem Blick, der mehr sagte als Worte. „Nein“, antwortete er. „Denn jeder Schritt hat uns hierher geführt.“

Rojda lächelte. Sie legte ihre Hand in seine, und in diesem Moment war die Welt still. Nicht, weil sie aufgehört hatte sich zu drehen, sondern weil sie sich genau dort befand, wo sie sein sollte.

Die Nacht senkte sich über Dersim, und die Sterne erschienen, einer nach dem anderen, wie Erinnerungen, die am Himmel leuchten. Und irgendwo zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Erde und Licht, fanden Rojda und Xebat ihren Frieden.

Ein Leben, das nicht geplant war.
Ein Leben, das nicht leicht war.
Ein Leben, das wahr war.

Und das genügte.